

Zwischen Mühlsteinen

Versuch einer Standortbestimmung – von Uwe Gräbe, Stuttgart, 30.10.2023

Bilderflut und gekappte Kommunikationskanäle

Wie werden wir am Ende dieses Abgrunds noch miteinander reden können? Wenn der derzeitige Strudel von Terror und Krieg, Gewalt und Hass im Nahen Osten einmal zum Halten gekommen ist; wenn auch unsere ideologischen Stellvertreterkriege auf Europas Straßen einmal abklingen; wenn da nur noch Trümmer sind – von zerstörten Häusern, zerstörten Lebensgeschichten und zerstörten Seelen – wie können wir uns dann je wieder gegenseitig in die Augen schauen? Die, die sich endlich einmal eindeutig positioniert haben, ganz gleich, was die Kollateralschäden dieser Eindeutigkeit in Extremsituationen sind, und die, die schon lange überzeugt sind, dass die andere Seite ohnehin moralisch versagt habe? Wie wird das gehen, wenn sich Menschen von hier und dort wieder begegnen, die in diesen Tagen öffentlich die moralische Integrität des je anderen in Abrede gestellt haben – um jener Eindeutigkeit willen, die für einen Moment zu strahlen vermag, aber mit der Zeit oft einen schalen Beigeschmack hinterlässt? Welcher palästinensische Bischof wird noch unbefangen eine deutsche Kirchenleitung willkommen heißen können, von der im Konflikt lediglich ein markiges „We stand with Israel“ zu hören war – und welche israelisch-jüdischen Gesprächspartner werden noch den Dialog mit einem christlichen Gegenüber weiterführen wollen, welches den Hamas-Terror allenfalls der Form halber als Terror benannt hat, um sich dann ausschließlich auf palästinensisches Leid zu fokussieren?

Ich arbeite in einer Organisation, die unter anderem friedenspädagogische Projekte im Libanon und in Jordanien fördert. Menschen aus dem Umfeld dieser Projekte – Libanesen, Jordanierinnen, Palästinenser – sorgen bereits seit Wochen über die sozialen Medien für einen ununterbrochenen Strom an Bildern und Klängen, der zu erschüttern vermag, so oder so: verstümmelte, blutige palästinensische Kinder im Schutt von Gaza, klagende Mütter und heroische, vermummte Gestalten, die für Palästina in den Krieg ziehen. Eine auch von mir bislang stets bewunderte Mitarbeiterin in einem Projekt, die Kinder aus schwierigsten Verhältnissen aufzubauen und seelisch zu stabilisieren vermochte, stimmt jetzt schwere, melancholische palästinensische Kampfgesänge an; zwischen den unterlegten Bildsequenzen auch jene von dem Hamas-Bulldozer, der den Grenzzaun zu Israel einreißt, und Luftaufnahmen von Tel Aviv unter der Überschrift „Palästina“: das, was sie als Befreiung versteht. Werde ich mit dieser Frau noch jemals wieder wie früher zusammenarbeiten können? Und umgekehrt: Werden diese Menschen mich je wieder unvoreingenommen aufnehmen, nachdem sie spüren, wie ich mich von dieser Ikonografie entsetzt abgewandt habe?

Heute sind Deutsche ebenso wie andere Vertreter des als so proisraelisch angesehenen „Westens“ nicht mehr besonders beliebt in der arabischen Welt. Die Amerikanische Universität in Beirut wurde (wiewohl unter einheimischer Leitung stehend) von einem aufgebrachten Mob angegriffen; ebenso Gastronomieketten wie Starbucks und Kentucky Fried Chicken. Beliebt sind in weiten Kreisen nur noch die, bei denen man eine Solidarisierung mit dem auf der arabischen Straße dominierenden Narrativ vermutet. Und vielleicht mag ja auch die Bilderflut in den sozialen Medien noch den Einen oder die Andere für eine solche Parteinahme gewinnen.

Doch zugleich erreichen mich die Horrornachrichten aus Israel. Jahrelang haben wir in Jerusalem gelebt. Nun erfährt meine Frau von ihrer alten Hebräischlehrerin aus einem der besonders vom Hamas-Terror betroffenen Kibbuzim in der Nähe des Gazastreifens, dass ihre Neffen – allesamt Kinder noch! – entweder lebendig in den Gazastreifen entführt oder längst umgebracht wurden. Die Ungewissheit nagt an der Seele und macht jeden Schritt schwer wie Blei. Erst Ende Oktober kommt die Nachricht, dass das eine Kind tot ist. Über da andere herrscht weiter Ungewissheit. Der alte Vater eines

entfernten Bekannten (bitte keine Beileidsbekundungen: Es war wirklich nur ein sehr entfernter Bekannter) wurde bei einem Raketenangriff der Hamas auf Tel Aviv so schwer verletzt, dass er bald darauf verstarb. Alle unsere israelischen Freunde und Bekannten sind in Sorge um ihre nächsten Angehörigen, die nun zum Reservedienst einberufen wurden. Und wirklich jeder kennt jemanden – zumindest jemanden, der jemanden kennt – dessen Kind bei dem Tanzfestival im Süden Israels regelrecht niedergemetzelt wurde, dessen Verwandte von Terroristen in den Gazastreifen entführt wurden, dessen Haus gebrandschatzt oder von Raketen getroffen wurde, dessen Familie mitsamt Frau und kleinen Kindern vor laufender Handy-Kamera blutig abgeschlachtet wurde. Israel ist ein kleines Land. Man kennt sich und nimmt emotional Anteil an dem, was andere erfahren.

Kurz nach einem solchen Telefonat spreche ich mit meiner Kollegin hier in Deutschland, deren Arabischlehrerin im Gazastreifen lebt. Auch sie stehen per Smartphone in Kontakt. Die israelischen Raketen schlagen im Sekundentakt in der Nachbarschaft ein; der Tod kommt näher. Manchmal verabschiedet sich die Lehrerin von meiner Kollegin, ahnend, dass sie die Nacht nicht überleben wird. Und zuweilen schickt sie ihr nur das verzweifelte Stoßgebet „Yaa Rabb“ – oh Herr! So lange, bis die Mobilfunkverbindungen schweigen, weil die Server in Gaza zerbombt wurden.

Derweil erhalte ich von israelischen Freunden eine ganze Serie von Bildern zumeist junger Menschen – lachend, albern für die Kamera posierend oder für ein Bewerbungsfoto seriös dreinblickend. Jeden Tag einige Dutzend, immer wieder neue, und alle wurden sie ermordet. Wir nennen deinen Namen. Wir werden dich nicht vergessen. Zwischendurch meldet sich die israelische Ehefrau eines guten Freundes: Warum ich so schnell auf die Explosion eines Sprengkopfes in dem christlichen Krankenhaus in Gaza reagiere und gar nichts dazu sage, dass das israelische Krankenhaus in Aschkelon fast zeitgleich ebenfalls von einer Hamas-Rakete getroffen wurde. Von dem Raketenangriff auf das israelische Krankenhaus hatte ich bis dahin tatsächlich noch nichts erfahren. Ich fühle mich ertappt und schäme mich ein wenig, dass ich noch immer nicht jenem anderen israelischen Freund geantwortet habe, der mich fragt, warum ich denn kein Bild vom angestrahlten Brandenburger Tor in den Farben der israelischen Fahne auf meiner Facebook-Seite poste. Bis ich die Bilder der libanesischen Kollegin aus Beirut erhalte: Ebenfalls Kinderbilder mitsamt Namen der Abgebildeten. Palästinensische Kinder in Gaza, blitzwach in die Kamera schauend. Kinder, die ihr ganzes Leben noch vor sich hatten, bis sie von israelischen Raketen umgebracht wurden. Wir dürfen sie nicht vergessen, schreibt die libanesischen Kollegin. Lasst uns immer wieder ihre Namen nennen. Und ein palästinensischer Kollege fügt hinzu, dass es doch zumindest jetzt endlich an der Zeit wäre, mich öffentlich mit den leidenden Palästinensern zu solidarisieren.

Kein „Ja – Aber“, sondern ein „Und“

Unzählige kirchliche Stellungnahmen wurden vor allem in den ersten Tagen dieses Tsunamis an Gewalt an die Öffentlichkeit gegeben, darunter auch Erklärungen palästinensischer Kirchenleitungen. Und mancher gerade hier in Deutschland hat betreten reagiert: Von Äquidistanz zu Opfern und Tätern war da, grob gesagt, die Rede. Statt Terror als Terror zu benennen, werde lediglich die Gewalt auf beiden Seiten verurteilt – um gleich darauf die israelische Besatzung als Grund des Terrorüberfalls zu bezeichnen. Ein deutscher Kommentator forderte gar, dass deutsche Kirchen die Zusammenarbeit mit palästinensischen Partnern in Frage stellen, bzw. sich zumindest von ihnen distanzieren, wo solche Stellungnahmen veröffentlicht werden.

Wie unglaublich ahnungslos und überheblich kann man sein, um solche Forderungen aufzustellen? Was wissen solche Kommentatoren in ihren warmen deutschen Stuben von der Situation, in der sich diese Kirchenleitungen bewegen? Einerseits (und da kenne ich meine palästinensischen

Amtsgeschwister gut!) sind sie durchweg tief angewidert von den Umtrieben der Hamas – andererseits jedoch bemüht, irgendwie noch zu denjenigen Menschen in ihren Gemeinden durchzudringen, die ausschließlich palästinensisches Leiden und Sterben in diesem Krieg zu sehen vermögen. Einerseits stehen sie unter dem Druck von (oftmals geldgebenden) Partnerkirchen in der weltweiten Ökumene, die stets so genau wissen, wie man sich in Nahost zu positionieren habe – andererseits unter ebensolchem Druck von den eigenen Basisorganisationen, die längst unabhängig von ihren Kirchenleitungen agieren, welche sie für viel zu konzilient und europäisch-weichgespült halten. An allen etablierten Hierarchien vorbei rufen solche Basisorganisationen die internationalen Partner dazu auf, Buße zu tun, weil sie sich stets zu sehr an die Seite Israels gestellt hätten. Es ist wohl ein Agieren zwischen Mühlsteinen, wenn hier eine palästinensische Kirchenleitung versucht, die auseinanderstrebenden Fäden noch irgendwie zusammenzuhalten und mit allen Seiten in dem so dringend notwendigen Gespräch zu bleiben!

Dass in einer solchen Situation manches ebenso verständlich wie eben auch grundfalsch ist, steht auf einem ganz anderen Blatt – und lässt sich auch ohne die Attitüde des europäischen Oberlehrers thematisieren. Natürlich enttäuschen palästinensische Kirchenleitungen ihre europäischen Partner zuweilen – so, wie auch sie von uns allzu oft bitter enttäuscht sind. Natürlich dürfen bzw. müssen europäische Partner über eine merkwürdige Gleich-Gültigkeit in palästinensischen Stellungnahmen stolpern und sich wünschen, da wäre mehr Empathie mit den jüdischen Terroropfern der Hamas ausgedrückt. Mindestens ebenso viel, wie jeder empathisch sein sollte mit den palästinensischen Kindern, die unschuldig zu Kriegsopfern werden. Das ist gut möglich, auch ohne gleich eine Partnerschaft in Frage zu stellen. Und natürlich müssen internationale Partner widersprechen, wann immer ein Kausalzusammenhang zwischen israelischer Besatzung und Hamas-Terror hergestellt wird: „Ich verurteile den Terror ja, aber... (...irgendwie ist Israel es selber schuld.)“ Dieses „Ja – Aber“ ist in diesem Zusammenhang genauso grundfalsch wie in seinen anderen Ausprägungen: „Natürlich bestreite ich nicht das Existenzrecht Israel, aber...“ (würde mir ein Gesprächspartner erst einmal das Existenzrecht Deutschlands bestätigen, bevor er zum Kern seines Anliegens kommt, dann würde ich mich schon fragen, ob ich mich fürchten sollte), oder ganz platt: „Ich habe ja nichts gegen Juden, aber...“

Nein, einen Kausalzusammenhang zwischen Besatzung und Hamas-Terror gibt es schlicht und einfach nicht. Hat es niemals gegeben. Der abgründige Hass gegen alles Jüdische brauchte noch nie irgendwelche Gründe. Dieser Wahn, dass die Welt eine bessere wäre, wenn es keine Juden mehr gäbe; der Wahn, dass Juden irgendeinen mächtigen Zirkel in dieser Welt bilden, vor dem man Angst haben muss, dieses daherschwadronierte „die Juden sind unser Unglück“ – das ist der eigentliche Kern eines unausrottbaren Antisemitismus'. Zusammengebraut aus christlichem Antijudaismus und anderen toxischen Inhalten, war er schon immer da und wird höchstwahrscheinlich immer da sein. Er war schon da, als die römische Besatzungsmacht gerade erst Jesus ans Kreuz geschlagen hatte, und der Verfasser des Johannesevangeliums phantasierte, die jüdischen Jünger Jesu hätten sich jetzt nicht aus Angst vor den römischen Schergen, die anzunehmenderweise auch hinter ihnen her sein könnten, in ihrem Obergemach verschanzt, sondern aus „Furcht vor den Juden“ (Johannes 20,19) – ausgerechnet! Er war da, als die in Richtung Heiliges Land ausziehenden Kreuzritterheere zunächst einmal die Juden in ihrer unmittelbaren Umgebung massakrierten, und er war da, als das zaristische Russland von Pogromen überzogen wurde, weil es nur allzu praktisch war, die Juden für das allgemeine Elend verantwortlich zu machen, welches durch das Versagen der damals Herrschenden ausgelöst worden war. Seine klassische Ausdrucksform hat dieser Antisemitismus dann in ebendiesem zaristischen Russland in den „Protokollen der Weisen vom Zion“ gefunden – der widerwärtigsten und bis auf weiteres wirkmächtigsten Verschwörungserzählung der Moderne.

Genau dieses „Die Juden sind unser Unglück“, das heute sein Echo findet in dem Geraune, irgendwelche mächtigen Eliten versuchten, z.B. durch Impf-, Migrations- oder Klimapolitik den guten und

redlichen Teil der Menschheit zu unterwerfen, unterscheidet den Antisemitismus so massiv vom banalen Rassismus. Schwarze und People of Color werden rassistisch diskriminiert und gar als „minderwertig“ betrachtet. Nie jedoch würde sich jemand zu dem Wahn versteigen, dass diese Welt nur dann genesen würde, wenn Schwarze und People of Color daraus gänzlich beseitigt wären. Genau dieser Wahn jedoch treibt Antisemiten jeglicher Couleur bis heute an – bis hin zur terroristischen Hamas, die eben auch kein Interesse daran hat, über ein Ende der Besatzung zu verhandeln, sondern ihr erklärtes Ziel darin sieht, keine Ruhe zu geben, bis der sich als jüdisch definierende Staat Israel aus dieser Welt verschwunden ist.

An dieser Stelle höre ich natürlich die Einwände meiner israelischen Freunde, eine Besatzung gebe es doch gar nicht mehr, zumindest im Gazastreifen nicht. Schließlich seien alle jüdischen Siedlungen darin im Jahr 2005 aufgegeben worden, und dieses Küstengebiet hätte ein Tourismus- und Wirtschaftsparadies sein können, wenn nicht die Hamas an die Macht gekommen wäre, die alle Ressourcen, die seitdem nach Gaza geflossen sind, in ihre militärische Infrastruktur investiert habe. Eine einfache Erklärung. Aber will sich wirklich noch jemand an den israelischen Rückzug aus dem Gazastreifen im Jahr 2005 erinnern? Dieser war ja gerade nicht durch Verhandlungen mit der Palästinenserbehörde und dem damals immerhin demokratisch legitimierten und durchaus präsidialen Mahmud Abbas zustande gekommen. Als solides Verhandlungsergebnis hätte der Abzug Tausender Siedler den Palästinenserpräsidenten so kurz nach dem Tode Yasser Arafats in der Tat enorm gestärkt – und die Geschichte hätte eine andere Wendung nehmen können. Stattdessen fand dieser Abzug erst in dem Moment statt, als es gar nicht mehr anders ging, unter dem Dauerbeschuss der Hamas. Für Letztere war die augenscheinliche Flucht der Israelis, die mit der Zerstörung sämtlicher Wohngebäude in den ehemaligen jüdischen Siedlungen einherging, ein Triumph. "Vier Jahre Kampf sind besser als zehn Jahre Verhandlungen", war fortan auf vielen Häuserwänden in Gaza zu lesen. Solche Daten spielten an auf den Beginn der Zweiten Intifada im Jahr 2001 sowie auf die Ausrufung der palästinensischen Autonomie 1994. Man könnte den damaligen israelischen Abzug also durchaus als ein Hamas-Stärkungsprogramm bezeichnen – und zumindest für jenes Jahr 2005 käme den Israelis (die den Palästinensern gerne vorwerfen, keine Chance zum Verpassen einer Chance zu verpassen) der Meistertitel im makabren Wettbewerb der verpassten Chancen auf dem Weg zum Frieden zu. Seit sich die Hamas dann zwei Jahre später endgültig an die Macht geputscht hatte, fristen die über zwei Millionen, zum Großteil sehr jungen, Menschen in Gaza eine Existenz ohne Perspektiven und Entwicklungsmöglichkeiten, weitgehend abgeriegelt sowohl von israelischer als auch ägyptischer Seite – was auch dadurch nicht besser wird, dass Waren zur Aufrechterhaltung einer Grundversorgung ebenso in das Gebiet hineingelassen werden, wie eine kleine Anzahl von Menschen mit hohem bürokratischen Aufwand es zur medizinischen Behandlung oder zu beruflichen Zwecken zuweilen auch verlassen können. Diese faktische Chancenlosigkeit, sie ist eigentlich das, was hinter dem Begriff der Besatzung steht. Und wenn militante Siedler im Westjordanland die Gelegenheit nutzen, die sich momentan durch den weltweiten Fokus auf Gaza bietet, um palästinensische Bauern aus den C-Zonen jenes anderen seit 1967 besetzten Gebietes zu vertreiben, dann wird dadurch alles nur noch schlimmer.

Aus diesem Grunde gehört an Stelle des „Ja – Aber“ ein dickes „Und“ gesetzt. Nicht: „Ja, wir verurteilen den Hamas-Terror, *aber* irgendwie ist ja letztlich die israelische Besatzung daran schuld.“ – Sondern vielmehr: *Ja*, wir verurteilen den Hamas-Terror; bekämpfen ihn sogar aktiv. *Und zugleich* suchen wir ab sofort nach nachhaltigen politischen Lösungen, die intelligenter sind als das Wegsperrern einer ganzen Bevölkerung; nach Lösungen, die eine faire Entwicklung und den Aufbau einer funktionierenden Zivilgesellschaft ermöglichen. Gerade auch deswegen, weil es halt eine gut funktionierende Gesellschaft mit einem hohen Anteil an „Anständigen“ braucht, um die „bösen Buben“ dauerhaft wirksam zu bekämpfen. Darum muss es gehen – in dem nüchternen Wissen, dass jene Kräfte, die jetzt den schlimmsten Pogrom seit der Schoah losgetreten haben, immer wieder auftreten werden. Alle

historische Betrachtung lehrt, dass es anscheinend einen mörderischen Antisemitismus gibt, der unausrottbar ist. Deswegen braucht es ebenso dauerhaft ein Klima, in dem diejenigen gedeihen, die bereit sind, dem Bösen Widerstand entgegenzusetzen. In genau diesem Sinne brauchen Palästinenserinnen und Palästinenser die Chance auf ein selbstbestimmtes Leben in Würde. Entwicklungsmöglichkeiten, Chancen auf ein selbstverdientes Auskommen ohne Almosen von der UNRWA, Perspektiven, für die es sich zu leben lohnt. Eben all jenes Selbstverständliche, das man ja auch einer anderen Nation nicht verwehren würde. Wer meint, für Palästinenser gelte dies nicht, der ist nichts anderes als ein Rassist.

Neben dem genannten Einwand meiner israelischen Freunde höre ich auch jenen anderen Einwand so vieler palästinensischer, libanesischer oder jordanischer Freundinnen und Freunde: Es sein mein „Holocaust-Komplex“, an dem ich als Deutscher nun einmal herumdoktere, der es mich daran hindere, Israel in dem Maße zu verurteilen, wie es eigentlich notwendig sei. Ich denke, da kann ich meine arabischen Freunde beruhigen. Mit den Abgründen der Shoah, in welcher der schon immer existierende, mörderische Antisemitismus kulminierte, habe ich zu leben gelernt – in dem Wissen, dass sie sich niemals überbrücken oder quasi verfüllen lassen. Ich halte alle Sätze für verfehlt, die mit den Worten beginnen: „Gerade wir als Deutsche müssen... sollten uns darüber bewusst sein... dürfen nicht...“ Denn wo es um ein im völkerrechtlichen Sinne geregeltes Miteinander geht, da ist eine Sache entweder richtig oder falsch; nationale Befindlichkeiten sind hierbei stets ein schlechter Ratgeber. Im Übrigen war es aber auch kein „Holocaust-Komplex“ der westlichen Staaten, der zur Gründung des Staates Israel geführt hat, quasi als Wiedergutmachung für erfahrenes jüdisches Leid – so dass die Palästinenser nunmehr die „Opfer der Opfer“ wären. Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Hätte die jüdische Nationalbewegung, der Zionismus, eher zum Erfolg geführt; hätte es den Staat Israel also bereits vor der Schoah gegeben, dann hätten zahllose europäische Jüdinnen und Juden einen Zufluchtsort gehabt, und viele Leben hätten gerettet werden können.

Einen Holocaust-Komplex sehe ich umgekehrt hingegen durchaus bei vielen Menschen in der arabischen Welt. Denn wie anders kann man es sich erklären, dass da in den kleinen Buchhandlungen in Städten wie Beirut, Damaskus, Amman und Kairo fast überall an prominenter Stelle ausgerechnet Hitlers „Mein Kampf“ präsentiert wird – meistens in einer Reihe mit den Werken anderer, zumindest teilweise höchst merkwürdiger „Freiheitskämpfer“ wie Yasser Arafat und Che Guevara, Saddam Hussein und Fidel Castro, George Habasch und George Orwell? Auch die „Protokolle der Weisen vom Zion“ gesellen sich oftmals noch zu diesem Horrorkabinett. Ich habe mir über die Jahre hinweg bei meinen Streifzügen durch nahöstliche Buchhandlungen eine ganze Fotogalerie davon angelegt. Solange die Geister der Vergangenheit, durch deren Export Deutschland einst den Orient verpestet hat, noch immer durch die Buchauslagen spuken und Macht über den menschlichen Verstand ausüben – so lange wird ein echter Frieden in Nahost vermutlich nicht möglich sein.

Am Rande – und doch mittendrin

Natürlich befindet sich jeder, der den aktuellen Gazakrieg von Europa aus beobachtet, kommentiert oder sich an den intellektuellen Stellvertreterkriegen betätigt, in einer höchst komfortablen Position: Meistens geht es ja nicht um sein eigenes Leben. So stehe auch ich am Rande des Geschehens, dessen bin ich mir immer bewusst. Aber manchmal findet man sich eben doch auch mittendrin.

Ich arbeite für die Evangelische Mission in Solidarität (EMS), eine internationale Gemeinschaft von 25 Kirchen und fünf Werken in Europa, Asien, Afrika und Nahost. Zur EMS gehört auch der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen (EVS). Dieser Verein hat vor vielen Jahrzehnten zwei Schulen mit Internaten und Ausbildungswerkstätten im Libanon und in Jordanien gegründet, die wir bis heute

finanziell fördern und inhaltlich begleiten, wiewohl sie sich längst in der Trägerschaft einheimischer Kirchen befinden. Als EMS sind wir verantwortlich für ein Studienprogramm, über das Theologiestudierende aus Deutschland und anderen Ländern für ein Jahr an die Near East School of Theology (NEST) in der libanesischen Hauptstadt Beirut entsandt werden. Eine Mitgliedskirche der internationalen EMS-Gemeinschaft ist zudem die Episcopal Church in Jerusalem and the Middle East, eine anglikanische Diözese, der das Ahli Arab Hospital in Gaza gehört.

Eine der für uns ersten Folgen des Krieges war die Reisewarnung für Israel und die Palästinensischen Gebiete, die einher ging mit einer Ausreiseaufforderung für Deutsche und der gleichzeitigen Streichung zahlreicher Flüge ab Tel Aviv. Für viele Freiwillige aus dem kirchlichen Bereich zog dies die Notwendigkeit nach sich, Israel über Jordanien zu verlassen. Eine Kollegin von mir aus einem Landeskirchenamt organisierte die Ausreise über die Jordanbrücken sowie die Rückflüge von Amman, und brachte die jungen Leute im Gästehaus der dortigen Schule unter. Zahlreiche ausländische Fachkräfte, Touristen und Pilger wählten denselben Weg, so dass die Einrichtung plötzlich einem Ausreiselager ähnelte. Die zweite Schule im Libanon operiert mit ihrem Internat bereits seit geraumer Zeit ohnehin am Rande ihrer Kapazität – sowie darüber hinaus. Seit vier Jahren gerät der Libanon zunehmend in einen Strudel von wirtschaftlichem und politischem Zusammenbruch; als funktionierender Staat ist er schon längst nicht mehr zu bezeichnen. Dies führt dazu, dass die Not gerade unter den ärmeren Familien zunehmend unerträglich wird. Bildung, Transport und Ernährung der Kinder sind kaum noch zu finanzieren – da ist eine kirchliche Internatsschule, die sich mit weitgehend kostenlosen Angeboten an die Ärmsten richtet, oft die letzte Rettung. Doch der Gazakrieg hat auch hier seine Auswirkungen; immer wieder stellt sich die Frage, ob die vom Iran gesteuerte Schiitenmiliz Hizbollah direkt in die Kämpfe eingreifen wird. Ob sich der Krieg gar zu einem Flächenbrand ausweiten könnte. Während die Einrichtung also übervoll mit Kindern und Jugendlichen ist, erfahre ich im Telefonat mit dem Schulleiter, dass die Einschläge näherkommen: Immer wieder ausgehendes Feuer der Hizbollah in Richtung Israel, wobei die gezielten Antworten oft nicht lange auf sich warten lassen. Es ist beunruhigend. Mögen die Kinder behütet bleiben!

Auf die Hauptstadt Beirut hat der Krieg noch nicht übergreifen. Es ist ruhig – abgesehen von den zahlreichen Solidaritätsdemonstrationen für die Palästinenser und für die Hamas. Doch wie lange noch? Tagelang folgte Krisensitzung auf Krisensitzung, um zu Entscheidungen zu gelangen, wie lange es noch verantwortbar sei, unsere Theologiestudierenden vor Ort zu belassen. Manches erinnert mich an die Gespräche, die ich im Kriegssommer 2006 mit jungen Freiwilligen im Norden Israels in den Schutzräumen und unter Raketenbeschuss geführt habe: Was bedeutet es für einen jungen Menschen, „einfach so“ zu gehen, sobald die Situation heikel wird, während die einheimischen Freunde und Freundinnen bleiben müssen? Was bedeutet es, mit dem Privileg konfrontiert zu werden, einen „mächtigen“ Reisepass zu haben und jederzeit überall hingehen zu können? Oder verbirgt sich hinter solch postkolonialen Fragen nicht auch ganz einfach der sehr verständliche Schmerz, dass das, was als eine „Once in a Lifetime“-Erfahrung geplant war, so einfach zwischen den Fingern zerbröselt – während zu Hause kein Studentenquartier mehr auf einen wartet und eine Einschreibung im laufenden Semester nicht mehr möglich ist?

Irgendwann entschied der wichtigste Stipendiengeber, den von ihm geförderten Studierenden die Rückholung anzubieten. Dann kam die offizielle Reisewarnung des Auswärtigen Amtes für den Libanon. Und schließlich die Ausreiseaufforderung. Damit lag die Entscheidung nicht mehr in unseren Händen. Alle fünf Studierende traten nacheinander den Heimflug an; zu ihnen gesellten sich noch drei Teilnehmende an einem landeskirchlichen Pfarrerfortbildungsprogramm an der NEST. Alle hoffen, nach einer möglichst kurzen Unterbrechung wieder in den Libanon zurückkehren zu können, „sobald sich die Dinge beruhigt haben“. Doch wann wird das sein? Wann wird die Gefahr eines Bombardements des internationalen Flughafens in Beirut, der einzigen libanesischen „Tür nach draußen“

gebannt sein? Derweil setzen sich die Krisensitzungen fort: Finanzielle Fragen, die mit einer solchen Programmunterbrechung verbunden sind, sind zu klären – und vor allem das, was man mit Studierenden macht, die plötzlich „ohne Netz und doppelten Boden“ wieder in Deutschland sitzen.

Der erste Raketeneinschlag im Ahli Arab Hospital in Gaza erfolgte am Samstag, dem 14. Oktober. Seit Beginn des Krieges hatten wir eine Spendenaktion für dieses Krankenhaus unserer Mitgliedskirche laufen. Bis vor etlichen Jahren hatte die EMS kontinuierlich Spenden für diese Einrichtung gesammelt – zuletzt nur noch dann, wenn mal wieder Krieg herrschte in Gaza, und verwundete Zivilisten versorgt werden mussten. Das war ziemlich häufig der Fall. Jetzt also eine Rakete, eine israelische in diesem Fall. Sie traf eines der Krankenhausgebäude in den oberen beiden Stockwerken. Die nagelneue Abteilung für Krebsdiagnostik, Mammografie, Ultraschall, die im November mit einem schönen Fest hätte eröffnet werden sollen, war verwüstet – und vier Mitarbeitende des Krankenhauses verletzt. Telefonate mit israelischen Stellen, Proteste: Krankenhäuser dürfen laut Völkerrecht im Kriegsfall nicht angegriffen werden. Niemals. „Vielleicht waren ja unten drunter Hamas-Raketen versteckt“, sagt mir eine israelische Bekannte flapsig. Und: „So machen die das doch immer.“ Ich protestiere. Ich kenne Dr. Suhaila Tarazi, die Leiterin des Krankenhauses, persönlich. Nie würde die alte Dame so etwas zulassen. Christin ist sie, eine der letzten Tausend im Gazastreifen, und sie hat noch jeden Krieg der letzten Jahrzehnte hier durchgestanden, um den Menschen in Not zu helfen. Sie ist eine Frau des Friedens und des Gebets. Gleich am ersten Tag des Krieges hatte sie appelliert: „Bitte betet mit uns, dass diese Welle der Gewalt gestoppt wird, denn in Kriegen gibt es keine Gewinner. Alle sind Verlierer.“

Am Dienstag, dem 17. Oktober, folgte die zweite Rakete: eine Explosion über dem Innenhof des Krankenhauses, in dem zahlreiche Fahrzeuge geparkt waren, und viele Flüchtlinge aus anderen Teilen des Gazastreifens campierten. Der Feuerball, der im Fernsehen gezeigt wird, ließ Schlimmstes befürchten, und die Todeszahlen, die schon bald vom Gesundheitsministerium der Hamas genannt wurden, schienen diesen Eindruck zu bestätigen. Doch schon bald die erlösende Nachricht: Dr. Suhaila lebt! Sie hatte das Krankenhaus zufällig vor der Explosion verlassen. Gleich am nächsten Tag erklärte der anglikanische Erzbischof in Jerusalem während einer Pressekonferenz resolut: „Wir werden das Krankenhaus offenhalten! Alle unsere Institutionen werden geöffnet bleiben!“ Es sind neben den Fahrzeugen (darunter ein völlig zerstörter Krankenwagen) wohl auch nur die Fassaden, Büros und der Eingangsbereich, die bei dieser Explosion stark beschädigt wurden. Unklarheit herrscht weiter über die genauen Opferzahlen. Der Krieg ist jetzt auch ein Propagandakrieg.

Dies betrifft auch die Frage nach dem Verursacher dieser Explosion. Zunächst war es offenbar klar, dass es sich um ein israelisches Geschoss handelte. So schrieb es die anglikanische Kirche in einer Presseerklärung noch am selben Abend. Ein israelischer Armeesprecher präsentierte jedoch noch in der Nacht eine Reihe an Beweisen, dass die Rakete vom islamischen Jihad abgeschossen worden und nach offenkundigem Fehlstart abgestürzt sei. Niemand auf arabischer Seite glaubt diese Version. Ähnlich hatte der Armeesprecher bereits nach dem Tod der Journalistin Shireen Abu Akleh im Mai 2022 in Jenin argumentiert – nur um geraume Zeit später zugeben zu müssen, dass es sehr wohl ein israelischer Soldat gewesen war, der die Frau erschossen hatte. Doch schon in einer Pressekonferenz am folgenden Nachmittag vermieden die Jerusalemer Kirchen es, sich auf einen Schuldigen an dem Raketeneinschlag festzulegen. Die Geheimdienste Kanadas, Großbritanniens und der USA bestätigten in den folgenden Tagen die israelische Version, die sich damit durchzusetzen scheint. Doch Forensiker aus einigen linken NGOs widersprechen. Letzte Klarheit wird es vermutlich erst nach diesem Krieg geben – wenn überhaupt.

Das Verheerende am Propagandakrieg ist die Verunsicherung derer, die ihre Stimme für die Opfer erheben wollen. Am 19. Oktober stürzte nach einem Raketeneinschlag der Gemeindesaal der orthodoxen St. Porphyrios Kirche in Gaza ein, die wie das Ahli Arab Hospital im Stadtviertel Zeitun liegt. Unter

den Trümmern wurden zahlreiche Menschen begraben, an die gerade das Abendessen ausgeteilt wurde. Diese Kirche, die nach einem Ortsbischof aus dem 5. Jahrhundert benannt ist, wurde zwar zur Kreuzfahrerzeit völlig umgebaut und im 19. Jahrhundert umfassend renoviert, gehört jedoch grundsätzlich zu den ältesten ununterbrochen in Betrieb befindlichen Kirchengebäuden der Welt. Noch in der Nacht nach dem Einsturz des Gemeindesaals meldete das griechisch-orthodoxe Patriarchat von Jerusalem einen israelischen Raketenangriff auf die Kirche. Doch nach den Erfahrungen mit dem zweiten Raketeneinschlag im Ahli Arab Hospital sind die Kommentatoren vorsichtig geworden. Zu monströs sind nach Völkerrecht Angriffe auf medizinische oder gottesdienstliche Einrichtungen, als dass man sich mit übereilten Meldungen dem Vorwurf der Lüge aussetzen möchte.

In der Tat war das gottesdienstliche Gebäude selbst unbeschädigt geblieben. Aber auch ein Gemeindehaus zählt zum Kirchengelände (so wie z.B. Muslime mit dem Begriff „Al Aqsa“ oft auch nicht nur das Moscheengebäude selbst bezeichnen, sondern den gesamten Haram ash-Sharif bzw. Tempelberg). Und solche Feinheiten lenken zudem vom Kern der Sache ab: dass in dem eingestürzten Gemeindehaus 16 oder 19 Personen getötet wurden, allesamt Christen. Und zwar nach einem erklärtermaßen israelischen Raketenangriff, der laut Auskunft des israelischen Militärs einer Kommandozentrale der Hamas gegolten hatte. Nach der allgemeinen Verunsicherung um das Ahli Arab Hospital war dies weltweit kaum noch eine Nachricht wert. Wer aber getöteten christlichen Geschwistern so wenig Beachtung und Empathie schenkt, der sollte über das Verschwinden ihrer letzten, winzigen Gemeinschaften aus dem Gazastreifen wohl besser keine Krokodilstränen mehr vergießen.

Immerhin sind die Einschätzungen eines so sehr mit den Menschen im Nahen Osten verbundenen Werkes der EMS zumindest in der kirchlichen Öffentlichkeit gefragt. So reise ich durch die Lande, halte Vorträge, gebe Interviews. Und manchmal sind wir herausgefordert, Stellung zu beziehen – wobei es die heikle Balance zu halten gilt zwischen einem „zu früh“ (also bevor die Dinge, über die man spricht, wirklich klar sind) und einem „zu spät“ (wenn eigentlich schon alles gesagt ist). Widerspruch erntet man natürlich immer!

Eigentlich haben wir angesichts des Grauens zumindest einige richtige Worte gefunden, denke ich. Die erste Stellungnahme hat die EMS bereits am zweiten Tag des Krieges, dem 8. Oktober, verfasst, so dass sie gleich am Morgen des 9. Oktober online gehen konnte. Wir hatten da vor allem den bewaffneten Überfall der Hamas auf die israelischen Dörfer in der Nähe des Gazastreifens vor Augen, die bis dahin bekannt gewordenen Entführungen und den andauernden Raketenbeschuss aus Gaza, dem Juden ebenso zum Opfer fielen wie Muslime oder ausländische Gastarbeiter. Nur wenige waren sich zu dem Zeitpunkt darüber bewusst, dass nach israelischen Juden die thailändische Community in Israel diejenige Gruppe war, die die zweithöchsten Opferzahlen zu beklagen hatte. Die erdrückende Zahl all der Ermordeten, Enthaupteten, Vergewaltigten und bei lebendigem Leibe Verbrannten wurde freilich erst deutlich, nachdem die israelische Armee die gesamte Region am Morgen des 9. Oktober wieder unter ihre Kontrolle gebracht hatte. „Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein“, hatten wir da bereits über unsere Erklärung geschrieben. Konkret: *„Raketen unterscheiden nicht zwischen Israelis und Arabern; nicht zwischen Juden, Muslimen oder Christen. Unter den Opfern befinden sich Soldaten und Zivilisten, Einheimische und thailändische Gastarbeiter auf den israelischen Plantagen rings um den Gazastreifen, die aus wirtschaftlicher Not hierhergekommen sind.“* Das „Und“ an Stelle eines „Ja – aber“ hatten wir bereits in dieser Stellungnahme betont: *„Auch nach dem derzeitigen Krieg wird wieder gelten: Die Menschen im Gazastreifen, der seit 2007 sowohl von Israel als auch von Ägypten weitgehend abgeriegelt ist, brauchen Lebens- und Entwicklungsperspektiven, die ihnen viel zu lange vorenthalten wurden. Zugleich muss der immer wieder artikulierte Irrglaube bekämpft werden, der Staat Israel sei ein „koloniales Siedlerunternehmen“, welches irgendwann aus der Region verschwinden werde, wenn man nur lange genug eine „Normalisierung“ der Beziehungen verweigere.“* Und ebenso, eigentlich sehr klar: *„Wer unschuldige Mütter mit ihren kleinen Kindern verschleppt, stellt sich außerhalb*

jeglicher Religion und jeglicher menschlichen Gemeinschaft.“ Viel erleichterte Zustimmung haben wir zu diesem Text bekommen. Aber manche Menschen suchen eher Begriffe als Inhalte: Wir sprächen ja gar nicht von den Terroristen, sagten einige. Und ein schwäbischer Kampfchrist kritisierte gar die Aussage, dass Krieg nach Gottes Willen nicht sein dürfe. Es sei ihm *„wichtig zu sagen, dass Sie nicht den Willen Gottes verkünden, wie Sie es selbstbewusst in der Überschrift Ihres Artikels schreiben, sondern Ihr eigenes Weltbild.“* Nun gut.

Die zweite Stellungnahme folgte am 18. Oktober, als das internationale Präsidium der EMS tagte. Hier ging es um eine Reaktion auf den Raketeneinschlag im Ahli Arab Hospital am Vorabend. So forderte das Präsidium *„die strikte Einhaltung des Völkerrechts und die Schonung der Zivilbevölkerung in diesem Krieg. Das Präsidium verurteilt den Terror und die Gewalt, der mit dem Überfall der Hamas auf Israel am 7. Oktober begonnen hat und unter der die Menschen in der Region leiden.“* Wie schon in der ersten Stellungnahme wird dabei der Appell Dr. Suhaila Tarazis aufgenommen: *„Bitte betet mit uns, dass diese Welle der Gewalt gestoppt wird, denn in Kriegen gibt es keine Gewinner. Alle sind Verlierer.“* Freilich wurde an der Stellungnahme kritisiert, dass wir darin einen „Raketenangriff“ auf das Krankenhaus verurteilen; die israelische Täterschaft werde bei einer solchen Formulierung implizit vorausgesetzt. Doch war das EMS-Präsidium weise genug gewesen, gerade nicht von einem „israelischen“ Raketenangriff zu sprechen. Und auch die Opferzahlen, die vom Gesundheitsministerium der Hamas genannt worden waren, wurden in dieser Stellungnahme bewusst nicht übernommen. Es scheint, als hätte unsere Organisation hier deutlich besonnener gehandelt als andere!

Es gab auch Menschen, die irritiert waren, dass wir uns überhaupt so sehr um ein palästinensisches Krankenhaus sorgen und nicht in gleicher Weise auch um vergleichbare israelische Einrichtungen. Eine solche Irritation mag von außen verständlich sein. Aber die Träger dieses einen Krankenhauses gehören zur EMS-Familie. Man kennt sich, hat bereits viele Erfahrungen im Guten wie im Schlechten gemeinsam gesammelt. Und Familie ist nun einmal Familie.

Die Stärke von Kirchen besteht freilich nicht in der politischen Analyse, sondern vielmehr darin, eine betende Gemeinschaft zu sein. In der EMS-Gemeinschaft benutzen wir einen Fürbittenkalender, in dem sich für den 24. Tag des Monats ein Gebet der anglikanischen Kirche in Jerusalem und dem Mittleren Osten befindet:

*Himmlicher Vater,
in einer Welt der Verwirrung bitten wir um Deine Weisheit.
In einer Welt voll Schmerz bitten wir um Deine Heilung.
In einer Welt des Konflikts bitten wir um Deinen Frieden.
Möge Dein Friede aufs Neue auf die Menschen im Nahen Osten fallen.
Möge der Friede Jerusalems alle Menschen zu einem Leben in Harmonie inspirieren.
Dafür bitten wir Dich durch Deinen Sohn Jesus Christus, Amen.*

Die Bruchstücke wieder zusammenfügen

Niemand weiß, was nach diesem Krieg sein wird. Wer soll die von tief traumatisierten Überlebenden bevölkerte Trümmerwüste, die der Gazastreifen dann sein wird, verwalten oder gar regieren? Wer wird in der Lage sein, die bereits jetzt beginnende humanitäre Katastrophe in den Griff zu bekommen? Wer kann die Verantwortung schultern für einen Wiederaufbau und letztlich für eine Zukunft, die für die Menschen mehr Perspektiven und Entwicklungsmöglichkeiten bereithält als die jüngste Vergangenheit? Weder Israel noch Ägypten wollen den Gazastreifen dauerhaft kontrollieren, die Palästinenserbehörde von Präsident Mahmud Abbas kann es nicht, die Hamas soll es nicht mehr, und

die Vereinten Nationen sind allein schon deswegen nicht in der Lage dazu, weil sie so uneins und machtlos sind wie noch nie.

Selbst ein schnelles Ende des Tötens wäre jetzt wohl nur möglich, wenn die Terroristen, die Israel am 7. Oktober überfallen haben, sich ergeben und alle Geiseln sofort freilassen würden. Jede halbwegs anständige Führung würde das an diesem Punkt tun, um noch Menschenleben auf ihrer Seite zu retten. Aber die Hamas ist keine halbwegs anständige Führung. Darum bleibt alles, was kommt, hypothetisch:

Der erste notwendige Schritt wäre wohl eine echte gegenseitige Anerkennung – nicht nur auf dem Papier. Auch in die Menschenherzen muss es hineingehen, dass da neben mir ein Volk ist, das mit gleichem Recht nach einer Zukunftsperspektive verlangt wie mein eigenes Volk. Was kann das bedeuten im Blick auf Gaza? Oder umgekehrt: Was bedeutet es für den palästinensischen Blick auf Israel? Im Fahrwasser des postkolonialen Diskurses der vergangenen Jahre scheint in bestimmten palästinensischen wie pro-palästinensischen Kreisen eine Sichtweise um sich zu greifen, von deren Protagonisten Israel gar nicht mehr als Staat bezeichnet wird, sondern als „koloniales Siedlerunternehmen“ bzw. kurz „Siedlerkolonialismus“; eine Unternehmung also, die nicht in dem Land zwischen Mittelmeer und Jordan verwurzelt ist, und die schon bald genauso vergehen werde wie die europäischen Kolonialbestrebungen in der Levante während des 19. und 20. Jahrhunderts. Auf dieser „postkolonialen“ Basis ist es möglich, Allianzen zu schmieden zwischen Palästina und Südafrika, sowie mit zahlreichen weiteren afrikanischen und lateinamerikanischen Staaten, bis hin zu Mächten, die einer antikolonialen Grundhaltung eigentlich ziemlich unverdächtig sind, wie Russland und manch anderen. Es fällt nicht leicht, gegenüber solchen Stimmen daran zu erinnern, dass der Zionismus im Grunde nichts anderes ist als die Nationalbewegung des jüdischen Volkes: Eine Nationalbewegung wie alle Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts, die letztlich zur Ausbildung der heutigen Nationalstaaten geführt haben. Zugleich ist der Zionismus damit eine deutlich antikolonial geprägte Befreiungsbewegung – ebenso wie auch die palästinensische National- oder Befreiungsbewegung. Die illegale Einwanderung europäischer Juden nach „Eretz Israel“, die abgewiesenen Einwandererschiffe, die britischen Internierungslager für die, die nicht ins Land gelangen sollten – bis schließlich hin zu dem dankbaren Staunenderer, die in ein Land im Aufbau kamen, in dem „sogar die Polizisten Juden waren“. Man darf sich durchaus auch heute noch an diese Momente der Befreiung erinnern; ebenso wie an diejenigen Jüdinnen und Juden, die sich, tief traumatisiert, ab 1948 an ihrem eigenen Staat nur krückerhaft wieder aufgerichtet haben.

Die antikolonialen National- und Befreiungsbewegungen in den unterschiedlichen Teilen der Welt haben sich höchst unterschiedlich entwickelt. So mancher afrikanische oder lateinamerikanische Befreiungsheld hat sein Leben als grausamer Diktator beschlossen; manche Staaten, die mit Mühe ihre Unabhängigkeit erkämpft haben, sind anschließend in einem Strudel von Korruption, Nepotismus und innerer Gewalt versunken. Im Vergleich dazu hat sich Israel – trotz Besatzung der Westbank und des Gazastreifens seit 1967 – eigentlich gar nicht so schlecht geschlagen! Selbst in der finsternen Stunde, als sich eine gewählte Regierung anschickte, unter dem Etikett einer „Justizreform“ die eigene Demokratie abzuschaffen, gab es über Monate hinweg kontinuierlich einen beeindruckenden Widerstand dagegen aus der Mitte der Zivilgesellschaft.

Freilich schweißt dieser Krieg wieder zusammen; der Widerstand gegen die messianisch-nationalreligiösen Eiferer und schlichten Kriminellen in der Regierung ruht. Fast alle einst friedensbewegten Linken unterstützen jetzt den Kriegseinsatz – abgesehen vielleicht von einigen ganz Unverwüstlichen, wie dem Journalisten Gideon Levy oder dem Rabbiner Arik Ascherman. Aber nach dem Krieg werden die Karten noch einmal neu gemischt werden. Ganz sicher wird es eine Untersuchungskommission geben – wie schon einst nach dem Yom Kippur-Krieg, der fast auf den Tag genau 50 Jahre vor dem

terroristischen Überfall vom 7. Oktober 2023 begann. Und ganz sicher wird sich ein Benjamin Netanjahu dann verantworten müssen – ebenso wie ein Itamar Ben Gvir, der als Minister offenbar dafür gesorgt hatte, dass wesentliche Teile der Armee seine verstreuten radikalen Siedlungsaußenposten im Westjordanland während der Simchat-Tora-Feiern beschützten, statt die Grenzen Israels zum Gaza-Streifen zu bewachen.

Israel wird anschließend ein anderes sein als vor dem 7. Oktober 2023. Wird es auch ein besseres Land sein? Dies lässt sich nicht absehen. Hilfreich wäre es allemal, sich von Verklärungen zu trennen, die in der Vergangenheit für das pro-israelische Narrativ maßgeblich waren. Es gibt keine „moralischste Armee der Welt“. In Kriegen geht es zumeist eher ums Überleben als um Moral, und insbesondere in der Zeit der Gründung des Staates Israel wurden auch zahlreiche Verbrechen begangen. Zudem hat die theologische Überhöhung eines Nationalstaates noch nie zu völkerrechtlich maßgeblichen Arrangements geführt. Umgekehrt sollte es zu einer banalen Selbstverständlichkeit werden, dass der jüdische wie der palästinensische Nationalstaat, beide entstanden aus antikolonialen Befreiungsbewegungen, ihren Platz unter den Staaten des Nahen Ostens haben. Denn letztlich ist auch eine Staatengemeinschaft wie ein Schulhof. Der Schüler, dem über einen langen Zeitraum hinweg ständig gesagt wird: „Du darfst hier nicht mitspielen. Du gehörst nicht dazu. Am besten verschwindest du ganz“ – der wird sich über kurz oder lang zum „Bully“, zum Rabauken, entwickeln. Vielleicht lässt sich manches nicht immer diplomatische Vorgehen des Staates Israel in der Vergangenheit zumindest in Teilen auch so erklären.

Auch für mich persönlich wird es zukünftig ein vor und ein nach dem 7. Oktober geben. Als am 17. Oktober der Raketen Sprengkopf über dem Innenhof des Ahli Arab Hospitals explodierte, da war ich über Stunden hinweg an zwei Bildschirme gleichzeitig gefesselt. Auf dem Laptop liefen die Bilder aus Gaza: die Verwundeten aus dem Innenhof des Ahli Arab Hospitals, die, einer nach dem anderen, in das nur drei Kilometer entfernte Schifa Krankenhaus eingeliefert wurden. Mit Tränen in den Augen versuchte ich zu erkennen, ob sich darunter irgendwelche Bekannten befanden. Auf meinem Smartphone liefen gleichzeitig die Aufnahmen von dem gleichzeitigen Raketenangriff der Terrororganisation Hamas auf Tel Aviv, Aschkelon und die westlichen Vororte Jerusalems – jener Angriff, bei dem der alte Vater meines entfernten israelischen Bekannten so stark verwundet wurde. Es war zu viel. In diesen Tagen habe ich das Gefühl, wie ein Zombie durchs Leben zu gehen. Der nächtliche Schlaf ist minimal. Den israelischen und pro-israelischen Freundinnen und Freunden, die von mir erwarten, ich würde mich endlich öffentlich positionieren, kann ich diesen Gefallen nicht tun – aus Rücksicht auf meine palästinensischen Freundinnen und Freunde. Und umgekehrt kann ich auch meinen palästinensischen und pro-palästinensischen Freundinnen und Freunden nicht den Gefallen tun, mich in ihrem Sinne zu positionieren – aus Rücksicht auf meine israelischen Freundinnen und Freunde. Ich habe gelernt, dass das „Sitzen zwischen allen Stühlen“ eine unzureichende Metapher ist. Nicht einmal das Sitzen zwischen Mühlsteinen wäre ein zureichendes Bild. Vielmehr habe ich hier wie da jeweils ein Zuhause verloren, in dem ich einst stets willkommen war. Ich gehöre nicht mehr dazu – weder hier noch dort. Beziehungen, die aufzubauen und zu pflegen 35 Jahre gebraucht hat, sind zerstört. Wann immer ich mit jemandem in Israel oder in Palästina telefoniere, schwingt da jetzt ein Misstrauen mit, welches es früher nicht gab.

Dennoch wird es auch weiterhin ein Israel und ein Palästina geben. Keines von beiden wird je wieder verschwinden – auch nach einer völligen Verwüstung Gazas nicht. Werden sie auch miteinander leben können? Sie wissen so furchtbar wenig voneinander, trotz 75 Jahren des Nebeneinander-Lebens. Sicher, sie haben sich bemüht. Es hat so viele Initiativen ergeben. Auch in den letzten 35 Jahren – so lange bin ich selbst mittlerweile in unterschiedlichen Funktionen im Nahen Osten engagiert! – durfte ich immer wieder davon Zeuge werden. Aber so mancher israelische Besuch im palästinensischen Umfeld kam mir eher vor wie eine ethnologische Exkursion als wie eine echte Begegnung. Und bei

palästinensischen Besuchen im jüdisch-israelischen Umfeld konnte ich es oft erleben, wie sonst eigentlich sehr offene Menschen innerlich regelrecht eingefroren angesichts von Gesprächspartnern, die vor Selbstbewusstsein nur so strotzten. Die, die vor 35 Jahren auf ethnologischen Exkursionen unterwegs waren, sowie die, die schon vor 35 Jahren zu solchen Anlässen eingefroren sind, tragen jetzt Verantwortung in ihren jeweiligen Gemeinschaften. Und die, die in Jordanien oder dem Libanon leben, die wissen eigentlich gar nichts von Israel und Palästina. Auch wenn sie immer wieder betonen: „Wir wissen ja, wie furchtbar es dort ist.“ Die vielen internationalen Besucher schließlich, die in den vergangenen Jahren bei palästinensischen, jordanischen und libanesischen Partnern unterwegs waren, haben zum größten Teil erst recht nicht verstanden, was sich da, gnädig zugedeckt von Gastfreundschaft und orientalischer Höflichkeit, zusammenbraute.

Jetzt ist nicht die Zeit, auch nur den Versuch zu wagen, irgendwelche Beziehungen wieder aufzubauen. Alles hat seine Zeit, schreibt der Prediger Salomo: „Töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit.“ (Prediger 3,3) Bereits am 17. Oktober schrieb der große jüdische Denker Yuval Noah Harari: *„Unsere Seele ist voll von Schmerz, und es bleibt kein Raum mehr, um das Leiden anderer anzuerkennen. Aber Außenstehende, die nicht in einem Meer von Schmerz versinken, müssen sich bemühen, einen Raum des Friedens zu bewahren, damit wir eines Tages, wenn der Schmerz zu heilen beginnt, in diesem Raum leben können.“* (<https://www.ynet.co.il/news/article/yokra13633576> - Übersetzung <https://www.facebook.com/ricklef.muennich/posts/pfbid02VH9GbdTbSwW1aRXLtuM4BF5AJen-sAfHGVmozNg6rYL1Xrjve4odcp145zeL65D3SI>) Als Außenstehender will ich diesen Auftrag, diese Herausforderung, gemeinsam mit vielen anderen Außenstehenden einen solchen Raum zu bewahren, gerne annehmen. Auch wenn ich vor meinem inneren Auge sehe, wie mein palästinensischer Freund den Kopf schüttelt, der mir schon immer gesagt hat, wir Deutschen hätten eine krankhafte Fixierung darauf, Israelis und Palästinenser „zusammenbringen“ zu wollen, statt uns ein einziges Mal (in seinem Sinne) zu positionieren.

Ich bin realistisch genug zu sehen, dass dieser „Raum des Friedens“ nicht so schnell betreten werden wird. Vielleicht von der gegenwärtigen Generation überhaupt nicht mehr. Aber auf der Facebook-Seite von Av Alexander Winogradsky Frenkel fand ich unlängst ein tröstliches Bild. Av Alexander, der sich auch Avraham Ben-Baruch nennt, und den ich aus meinen eigenen Jerusalemer Jahren kenne, ist ein polyglotter Mensch: Er spricht Jiddisch, Hebräisch, Griechisch, Russisch, Ukrainisch, Deutsch, Englisch und manches mehr. Geboren wurde er als Jude in der Ukraine; seine gesamte Familie wurde von den Nazis und anschließend in den sowjetischen Gulags umgebracht. Heute ist er Erzpriester im griechisch-orthodoxen Patriarchat von Jerusalem und dort für die hebräischsprachigen griechisch-orthodoxen Gemeinden zuständig. (Ja, so etwas gibt es!) Das Bild auf seiner Seite, eine schlichte Zeichnung, zeigt eine steinerne oder tönernerne Landkarte des Landes Israel, die in lauter Fragmente (welche keinen politischen Linien folgen) zerbrochen ist. Daneben knien zwei kleine Kinder, ausgestattet mit Klebstoff-Flaschen, die diese Bruchstücke wieder zusammenleimen. Ein konkreter Weg ist damit nicht vorgezeichnet. Dennoch ist es für mich ein höchst tröstliches Bild.